

INHALT: Der politische Katholizismus: Katholische Gegner: Freiwirtschaft und Entscheidung — Belastung der Kirche — Gegen katholische Parteien und Vereine — Gefahr der Inzucht — Erfahrungen des Auslandes.

«Der Sieg des Glaubens»: Dokument aus einem demnächst erscheinenden Buch, das die beste Widerlegung der heutigen Angriffe gegen den politischen Katholizismus darstellt. (Thomas-Verlag Zürich.)

Begründung der Mission in der katholischen und evangelischen Missionswissenschaft: (Erwägungen anlässlich eines Heftes der protestantischen «Theologischen Studien» von Hans Schärer) Pierre Charles und Hans Schärer — Warum katholische Missionstätigkeit? — Ungenügende Begründungen: Missionsbefehl — universeller Charakter des Christentums — Die zureichende Begründung: die Natur der sichtbaren Kirche — Folgerungen: klare Begrenzung — Unterscheidung von der protestantischen Auffassung — vertiefte Erkenntnisse.

Ex Urbe et Orbe: Die drei Oekumenen: die weltliche — die katholische — die Genfer Oekumene — Die Uno: drei Krankheitsbazillen — Deutschland und Italien: enttäuschte Hoffnungen — Verantwortung der Christenheit.

Aus Polen: Eine Strategie der Hilfeleistung tut not — Dokument über die materielle Notlage in Polen.

Streiflichter zum Kampf der französischen Katholiken gegen den Laizismus: Ein Wort der Bischöfe — «die ausgestreckte Hand» — Ein krasses Beispiel des Laizismus — Die Kommunisten zur Gleichberechtigung der Frau.

Der Papst spricht: Ein Blick auf die Papstworte seit Ende des Krieges: Vatikan und Osten — Der Papst und der Friede — Aufruf zum Kreuzzug der Nächstenliebe — Helfende und einende Kirche.

Bücher: «Erde und Mensch» ein neues naturphilosophisches Weltbild. — Ruf nach ganzheitlicher Betrachtungsweise.

Der politische Katholizismus

Katholische Gegner.

Neben den Gegnern des politischen Katholizismus vom religiösen Standpunkt des aktiven Protestantismus und von der politischen Zielsetzung vorab der Bündner Demokraten, sowie einiger sozialistischer Blätter haben wir noch eine dritte Gruppe angekündigt, die sich unter den Katholiken selbst befindet. Es handelt sich hier nicht so sehr um bestimmte, fest umrissene Gruppen. Wollte man z. B. nach dem Beispiel Schmid-Ammanns hier einzig auf den sog. Linkskatholizismus, der sich aus katholischen Freiwirtschaftskreisen — wiederum nicht einmal allen — und aus den Anhängern der einstigen Gruppe «Entscheidung» verweisen, die Schmid-Ammann so ausgiebig zitiert, dass man meinen könnte, es handle sich hier um eine grosse Bewegung, während es in Wahrheit doch nur um ein bescheidenes Grüpplein geht — so hätte man vermutlich nicht einmal den Kern, sondern nur gewisse Randerscheinungen einer Strömung erfasst, die wir hier zu umschreiben uns bemühen wollen.

Freiwirtschaft und Entscheidung.

Der treibende Faktor der beiden eben genannten Gruppen liegt in der Frage des politischen Katholizismus vor allem darin, dass sie gewissen Ideen huldigen, die mit der katholischen Lehre nicht leicht vereinbar sind, oder auch Forderungen nach Art von Gewissensverpflichtungen aufstellen, wo die katholische Kirche eine solche religiöse Bindung nicht anerkennt. Es handelt sich also in gewissem Sinn sogar um die Forderung nach noch mehr politischem Katholizismus. Da aber die kirchliche Obrigkeit auf dieses Ansinnen nicht eingeht und sogar, um einer sektiererischen Einengung des Blickfeldes vorzubeugen, ihre Gläubigen von diesen Gruppen mehr oder minder nachdrücklich zurückzuhal-

ten sucht, wird ihr ungerechtfertigte Einmischung in die Politik mit geistlichen Mitteln zum Vorwurf gemacht. Wie unlogisch ein solches Vorgehen im Grunde ist, wird dabei ganz übersehen.

Belastung der Kirche.

Dabei klingt aber mehr oder weniger bewusst ein anderes Anliegen mit, das viele — Zahlen lassen sich hier nicht angeben — Katholiken auch ausserhalb dieser beiden Gruppen bedrückt.

Man weiss sich durchaus im Einklang mit der katholischen Lehre, wenn man Staat und Kirche als zwei, jede in ihrem Bereich, letzte Gemeinschaftsformen betrachtet. Man weiss, dass es bei völliger Gleichheit in den Grundsätzen der katholischen Religion, trotzdem weit von einander abweichende Wege der Politik, sei es nun Wirtschafts-, Sozial- oder Kulturpolitik, geben kann, ohne dass der eine dieser Wege irgendwie «katholischer» wäre als der andere. Man sieht andererseits, dass der Zusammenschluss der Katholiken zu einer einheitlichen katholischen Partei in einem Land, wie er praktisch doch immer wieder erfolgt, die Kirche mit einer ganzen Reihe von Dingen belastet, die nichts mit ihr zu tun haben. Alle Erklärungen, hier handle es sich um selbständige Handlungen einer Partei, die zwar aus Katholiken gebildet und auf dem Boden katholischer Weltanschauung stehe, aber im übrigen vollständig frei sei, nützen hier nichts. Von allen Kanzeln mahnen die Geistlichen ihre Gläubigen, aus Gewissenspflicht dieser Partei ihre Stimmen zu geben und dann soll doch die Kirche mit deren Handlungen nichts zu tun haben. Unwillkürlich identifiziert Freund und Feind Kirche und Partei, wodurch der Kirche schwerste Schäden erwachsen

Gegen katholische Parteien und Vereine.

Man fragt sich also, ob es nicht richtiger wäre, von der Bildung katholischer Parteien Abstand zu nehmen. Gerade in einer Zeit mit ständig wechselnden politischen Systemen, so meint man, müsse der überparteiliche Charakter der Kirche mit aller Deutlichkeit hervorgehoben werden. Schliesslich sei die Kirche doch das Reich, das nicht von dieser Welt ist, dem einzelnen aber wird sie durch ihre Erziehung und durch ihre Gnadenmittel die innere Kraft geben, dass er entsprechend katholischen Grundsätzen in den Sachgebieten des Lebens richtig und gut handle.

Zum mindest aber, so meint man, sollte dem Katholiken ungestörte Freiheit gewährt sein, entsprechend seiner sozialen oder wirtschaftlichen Einstellung auch bei anderen nicht ausgesprochen katholischen Parteien mitzumachen, da ja eine jegliche Partei notwendige Bindungen mit sich bringe, die — wie oben bemerkt — nach kath. Auffassung weit über den Rahmen des von der katholischen Weltanschauung Gebotenen hinausgehen.

Den gleichen Gedankengang findet man sodann wieder, wenn die Rede auf die Bildung katholischer Vereine (Männer-, Frauen-, Jünglings-, Jungfrauenvereine) oder der Gewerkschaften kommt, zumal dann, wenn eine immer stärker werdende Vereinheitlichung und Zentralisation dieser Vereine einsetzt. Man fühlt sich über das Notwendige eingeschränkt und auf Dinge verpflichtet, über die man auch unter Katholiken verschiedener Meinung sein könne.

Gefahr der Inzucht.

Hinzu kommt noch eine andere Erwägung: Man weist darauf hin, wie wir uns durch eine solche Entwicklung immer mehr von den anderen abschliessen, bis wir den Kontakt mit der nichtkatholischen Welt endlich ganz verlieren. Man sagt, dies bedeute einen praktischen Verzicht auf die ausstrahlende missionarische Kraft unseres Glaubens. Trotz aller gegenteiliger Behauptung verschwänden wir dadurch in einer Art katholischen Ghettos, erstarrten zu verknöcherten Gebilden, in denen sich infolge Mangels an Wetteifer notwendig all die unerfreulichen Folgen jeder Erstarrung: Sesselpolitik, unaufgeschlossene Sturheit, Mittelmässigkeit usw. entwickelten. «Bewähren» nicht «Bewahren» ruft man uns deshalb zu und mit der Parole «heraus aus dem Turm» sucht man die geschlossenen Reihen der Katholiken zu lockern.

Erfahrungen des Auslands.

Ein Blick in die um uns liegenden Länder zeigt, wie die Zeiten des Faschismus und Nationalsozialismus diesen Gedankengängen mächtigen Auftrieb gegeben haben. In Oesterreich haben die Bischöfe zwischen Kirche und Volkspartei einen dicken Trennungsstrich gezogen; in Italien willigte man, wenn auch zögernd und mit Vorbehalten ebenso wie in Deutschland in die Bildung von Einheitsgewerkschaften ein und wahrte sich nur das Recht auf eigene Arbeitervereine. Dabei ist es zumal in Deutschland und Oesterreich unverkennbar, dass sich in Klerus wie Volk eine deutliche Abneigung gegen alle nicht rein religiösen Vereine zeigt, zumal aber gegen die Grossverbände z. B. der Jugend. Man hat es ja schliesslich erlebt, wie solche Verbände mit einem einzigen Schlag gefällt werden können. Man war jetzt jahrelang auf das rein religiöse Gebiet beschränkt und hat es trotz allen tapferen Widerstandes doch auch wieder wie eine Erleichterung empfunden von all dem

äusseren Vereinsbetrieb erlöst zu sein. Man konnte so mit ungeteilter Kraft in die Tiefe wirken.

Einzig in Frankreich zeigt sich eine entgegengesetzte Entwicklung. Dort ist es erstmals gelungen, den Grossteil der Katholiken in einer einheitlichen Partei zusammenzufassen, und dort haben die Katholiken eine Einheitsgewerkschaft mit aller Entschiedenheit abgelehnt.

Bei uns in der Schweiz haben sich derartige Stimmungen noch nicht in nennenswertem Ausmass an die Öffentlichkeit gewagt, es besteht aber kein Zweifel, dass sie vorhanden sind und daher ist es nötig, dazu ein klärendes Wort zu sprechen.

«Sieg des Glaubens»

Dokument über den politischen Katholizismus in den Augen der Nationalsozialisten.

In etwa vier Wochen wird im Thomas-Verlag Zürich ein apologetisches Buch erscheinen unter dem Titel: «Sieg des Glaubens». Es handelt sich um authentische Gestapoberichte über den kirchlichen Widerstand in Deutschland, zusammengestellt und eingeführt von dem Amerikaner John S. Steward. Das Buch wird nicht nur den Kampf der Katholiken gegen den Nazismus belegen, sondern auch über den Widerstand anderer kirchlicher Gruppen berichten. Jedem Dokument schickt der Verfasser ein kurzes Vorwort voraus, das die allgemeine Situation beleuchtet, die durch das angeführte Dokument jeweils belegt wird. Um Wiederholungen zu vermeiden, beschränkte sich der Verfasser immer nur auf ein Belegdokument. Der Wert des Buches kann gerade für uns heutige Katholiken kaum hoch genug eingeschätzt werden. Kein Buch wird so sehr in der Lage sein, die Kirche gegen den Vorwurf des Profaschismus und der Diktaturfreundlichkeit zu verteidigen und ein Wort für die katholische Kirche Deutschlands einzulegen, die zweifellos ihre vielen Versager hatte, die aber nie auch nur eine Handbreit von ihrem Glaubensgut zugunsten des Nationalsozialismus abgewichen ist. Es hat nie eine offizielle «deutsche katholische Kirche» gegeben, die sich als Nationalkirche und gefügiges Instrument in den Parteiapparat der Nazi hat eingliedern lassen. —

Wir können unsern Lesern und allen, denen es um die Wahrheit geht, das in Bälde erscheinende Buch nur aufs wärmste empfehlen. Sie werden in ihm eine objektive Widerlegung von dem finden, was Arthur Frey und Schmid-Ammann über den politischen Katholizismus zu sagen wissen.

Mit Erlaubnis des Thomas-Verlags Zürich, der das Buch herausgibt, legen wir unseren Lesern ein Kapitel vor, das einen guten Durchschnitt bietet von dem, was über katholischen und reformierten Widerstand objektiv und rein dokumentarisch berichtet wird:

Berichte an Alfred Rosenberg:

In seinem weltanschaulichen Lagebericht für den Gau Baden für das 1. Vierteljahr 1943 schreibt der Gauschulungsleiter an Reichsleiter Rosenberg am 8. April 1943:

«Evangelische Kirche: Die evangelische Kirche zeigt ein zwispältiges Bild. An den einen Orten steht sie der Bewegung gleichmütig gegenüber, während sie an andern Orten mehr im Schlepptau der katholischen Kirche fährt. Im gesamten hat man allerdings den Eindruck, dass sie in kritischen Tagen allzu bereit ist, sich der katholischen Kirche anzuschliessen. Auf jeden Fall ist für sie der Nationalsozialismus nach wie vor eine Lebensschau, zu der sie sich in den letzten Entscheidungsfragen nicht bekennt. Sie erwartet für ihre eigene Zukunft jedenfalls mehr von der Schwesterkirche als vom Nationalsozialismus und entfaltet eine Tätigkeit in ihrem Sinne besonders rege, wenn die katholische Kirche hin und wieder einmal Morgenluft wittert, und besonders aktiv wird in der Betreuung der Seelen.

Katholische Kirche: Die katholische Kirche bleibt nach wie vor ihren Grundsätzen treu und ist nach wie vor

davon überzeugt, dass es sich beim Nationalsozialismus und damit bei dem ganzen nationalsozialistischen Grossdeutschland nur um vorübergehende Werte und Mächte handelt. Die katholische Geistlichkeit, als Schrittmacherin für die katholische Weltanschauung, erfasst daher auch jede ihr günstig dünkende Gelegenheit, um für ihre Kirche zu arbeiten. Diese Gelegenheit sieht sie vor allen Dingen in Stunden, wo die deutsche Wehrmacht aus strategischen Gründen oder aber auch im Hin- und Herwogen des Kampfes die Front zurücknehmen muss. Eine solche Stunde war hier vor allen Dingen auch Stalingrad. Wie von der nationalsozialistischen Propaganda Stalingrad herausgestellt wurde als Symbol für das ewige Deutschland und als Symbol für das Opfer, das eine Generation für dieses ewige Deutschland bringen muss, so bemüht sich die katholische Kirche, gerade Stalingrad herauszustellen als eine Strafe der göttlichen Macht, vollzogen an denen, die ihre Ziele zu weit gespannt haben.

Da der katholischen Kirche in der öffentlichen Wirksamkeit enge Grenzen gesteckt sind, verfolgt sie ihr Ziel auf dem Wege der persönlichen Betreuung. Es ist unverkennbar, dass sie sich nach altbewährtem Muster dabei angleicht an Massnahmen, wie sie von uns aus unserer völkischen Einstellung heraus getroffen werden. So ist auffallend, dass gerade in den letzten Monaten in der Kirche und im Gottesdienst ein gewisser Kult getrieben wird mit den toten Helden, Namen der Gefallenen werden während des Gottesdienstes verlesen und

so etwas wie eine kleine Heldenehrung und Totengedenkfeier im Rahmen des Gottesdienstes durchgeführt. Nichts neues dabei ist, dass die katholische Geistlichkeit mehr denn je Fühlung sucht mit den Familien der Frontkämpfer und vor allen Dingen mit den Familien, die einen Sohn, Bruder oder Vater an der Front verloren haben.

Kleine Veröffentlichungen, wie Monatsblätter oder Kirchenanzeiger werden dazu benutzt, um hier mit der christlichen Gemeinde in immer engere Fühlung zu treten. So brachten die letzten drei Monate eine erhöhte Regsamkeit der katholischen Kirche, und es ist allen Nationalsozialisten gerade in diesen Monaten wieder klarer geworden als sonst, dass Nationalsozialismus und katholische Kirche unvereinbar sind.

Bolschewismus: Den geringsten Boden im deutschen Volk hat heute die bolschewistische Weltanschauung. Selbst die ehemaligen Kommunisten sind heute geheilt. Nicht zuletzt sind dabei die besten Propagandisten gegen das Judentum im bolschewistischen Gewand unsere Frontkämpfer aus dem Osten, die den Bolschewismus in seiner praktischen Auswirkung und Lebensgestaltung kennen gelernt haben. Die Urlauber berichten in persönlichen Unterhaltungen ihren Verwandten und Bekannten von der Struktur des bolschewistischen Russlands, sodass im breiten Volk die Ueberzeugung lebendig ist, dass der Bolschewismus Europa und seine ganze Kultur gefährdet.»

Begründung der Mission in der katholischen und evangelischen Missionswissenschaft

Eine kleine Unschärfe beim Zielen genügt, damit eine Kugel die Scheibe verfehlt; ebenso kann eine Ungenauigkeit in theologischen Grundprinzipien, wenn diese auf die Praxis angewandt werden, zu mehr oder weniger schädlichen Folgen führen. Die Richtigkeit dieser Feststellung drängt sich dem aufmerksamen Beobachter unseres Missionswesens auf. Vielleicht wäre mancherorts der Erfolg grösser und manche unerquickliche Diskussion hinfällig gewesen, wenn die katholische Missionstätigkeit unserer Epoche sich konsequenter nach klaren theologischen Richtlinien hätte ausrichten können.

Es ist deshalb zu begrüssen, dass seit einiger Zeit die Theologen sich zur Unterstützung der praktischen Missionare entschlossen haben und den Aufbau einer Missionswissenschaft in Angriff zu nehmen versuchten. Niemand wird sich wundern, wenn ihre mutigen Bemühungen nicht sofort die letzte Vollendung erreichten. Immerhin sind in den Vorkriegsjahren die dogmatischen Grundlagen der Missionstätigkeit und die Grundzüge einer katholischen Missionslehre so klar und festgefügt herausgearbeitet worden, dass sie wohl als ein stabiles und bleibendes Fundament betrachtet werden dürfen. Als fruchtbarster Missionstheoretiker erwies sich dabei P. Pierre Charles S. J., der führende Kopf bei den bekannten «Semaines de Missiologie» von Löwen. In den «Dossiers de l'Action missionnaire» (2. Auflage, Löwen 1939) und in dem Sammelband «Missiologie» (ebd.) hat P. Charles seine Hauptthesen dargelegt und dafür die Zustimmung der hauptsächlichsten Missionswissenschaftler im katholischen Lager gefunden.

Im 16. Heft der «Theologischen Studien» (Evang. Verlag, Zollikon, 1944) hat nun der Karl Barth-Schüler Hans Schäfer «Die Begründung der Mission in der katholischen und evangelischen Missionswissenschaft» zu

vergleichen und zu widerlegen versucht. Wir wollten es den erschwerten Arbeitsbedingungen der Kriegszeit zuschreiben, wenn der Autor dabei von der heute doch massgebenden katholischen Richtung nichts weiss. Weil er aber die längst überholte «Missionslehre» von Prof. J. Schmidlin (2. Auflage, Münster 1923) für seine vergleichende Studie als Hauptquelle heranzieht, befindet sich Schärer von seinem Ausgangspunkt an auf unsicherer Fährte; denn dem Erstlingswerk Schmidlins stand ja der alte Protestant G. Warneck zu Gevatter, während P. Charles mit ungleich grösserer Klarheit und Tiefe von der katholischen Dogmatik her inspiriert ist.

Wie jede Wissenschaft, so muss auch die Missiologie als erste Aufgabe die Frage nach ihrem Formalobjekt lösen, also die Frage nach dem eigentlichen Sinn der Missionstätigkeit; Warum katholische Missionstätigkeit?

Ungenügende Begründungen

Die landläufigste Antwort lautet: Weil Christus den Missionsbefehl gegeben hat: Gehet, lehret, taufet alle Völker (Mt. 28, 19). Diese Antwort ist jedoch aus einem doppelten Grund ungenügend. Erstens lässt sich selbst auf diesem scheinbar so klaren Wort Christi — wie übrigens wohl auf keinem Bibelwort allein — eine wissenschaftliche Lehre nicht aufbauen. Es unterliegt sofort den verschiedensten Interpretationen. Die Protestanten fassen z. B. den Auftrag Jesu als einen persönlichen Befehl für die Apostel allein; die Katholiken sehen darin eine amtliche Verpflichtung, die für die lehrende Kirche aller Zeiten gilt. Sie sind sich aber ihrerseits nicht ganz einig über das Ausmass dieser Verpflichtung. Die einen möchten in wörtlichem Gehorsam die Mis-

sionsmethode auf Predigt und Sakramentenspendung beschränkt wissen, die anderen erblicken keine Schwierigkeit darin, den Sinn des Gebotes weiterzufassen, so dass es auch alle Mittel umfassen kann, die auf das gläubige Anhören der Frohbotschaft vorbereiten, wie Schule und Caritas. Wie dem auch sei, der Missionsbefehl kann auch aus einem andern Grunde nicht das letzte Motiv der Missionstätigkeit sein. Denn jedes Gebot, selbst ein göttliches, muss sachlich begründet sein. Nicht Befehle sind das erste, sondern die Dinge. Als Christus die Apostel zu allen Völkern sandte, wusste er, warum er dies tat. Eine gesunde Theologie kann aber nicht behaupten, diese innere Begründung sei unserer Erkenntnis verschlossen.

Wenn Schärer am Ende seiner Studie (S. 42) mit Thurneysen als wahre protestantische Antwort auf unser fragendes «Warum?» einfachhin sagt: «Darum! Darum, weil Gott es so will», so ist dies eben der Verzicht auf eine letzte Antwort.

Wir müssen und können weiter fragen: Warum gab Christus seinen Missionsbefehl?

Die Begründung wurde bislang meist im universellen Charakter des Christentums gesucht. Die von Christus geoffenbarte Religion ist die einzig wahre, sie muss deshalb auch allgemein verbreitet werden.

Wer eine Missionswissenschaft auf dieser Grundlage aufbauen will, wird aus Dogma und Schrift die verschiedensten Elemente sammeln können, die unbestreitbar mit dem Missionswerk in Zusammenhang stehen. Er kann sie dann nach einem Schema gruppieren und sich damit, das heisst allzu schnell zufrieden geben. So führt zum Beispiel Schmidlin nach dem schulmässigen Aufbau theologischer Thesen seine Missionsbegründung aus der Schrift, aus der Tradition, aus dem Dogma und aus der Ethik durch. Im dogmatischen Hauptargument beginnt der Autor mit der Einzigkeit Gottes und den Sendungen innerhalb der Dreifaltigkeit, fährt dann mit der Heilsentwicklung über Erbsünde, Erlösung durch den Weltheiland und die von ihm gegründete katholische Kirche fort, zieht die Sakramenten- und Gnadenlehre heran und schliesst mit den missionarischen Aspekten der Eschatologie. Als eine Confirmatio folgen dann zum Unterschied von dieser «theologischen Beweisführung» eine Reihe «natürlicher Gründe»: Der absolute Charakter des Christentums, dessen Verhältnis zur Menschheit, kulturelle Leistungen der Mission in Geschichte und Gegenwart etc.

So richtig das alles sein mag, so drängt sich beim tieferen Eingehen doch die Erkenntnis auf, dass diese Beweisführung an einer Ungenauigkeit krankt. Man vermisst methodisch eine klare Abgrenzung des Gegenstandes der Missionslehre von dem Gegenstand der Glaubenslehre als solcher. Es geht nicht an, dass eine Teilwissenschaft die gleichen Gebiete behandelt, wie die ihr übergeordnete Gesamtdisziplin. So übernimmt zum Beispiel die Psychologie die Prinzipien und Resultate der allgemeinen Seinslehre, der Metaphysik, und wendet diese auf ihren Spezialgegenstand, die Seele, an. Diese Abgrenzung ist auch für die Missiologie durchaus möglich, wie P. Charles ganz klar zeigt. Der Universalismus der christlichen Religion ist nämlich nicht das eigentliche Fundament der Missionstätigkeit, nicht ihr Formalobjekt, sondern einzig und allein deren Vorbedingung. Die Allgemeingültigkeit des Christentums begründet zu Recht und in Wirklichkeit jedes Apostolat, ob es nun bei Christen oder Heiden ausgeübt wird. Wenn es einmal keine Missionen mehr geben sollte, so wird Gott immer noch der anzubetende Schöpfer der Welt sein, die Erbsünde immer noch alle neugeborenen Nachkommen Adams beflecken, die Erlösung sich immer noch auf alle Menschen erstrecken usw.

Das beweist, dass diese Definition des Missionsmotivs nicht ausschliesslich der Missionstätigkeit eigen und damit methodisch unzulänglich ist.

Die zureichende Begründung

Wir müssen also eine Formalursache finden, die einerseits alle Aspekte der Missionstätigkeit begründet und allgemein gültige Gesetze für deren Methoden gestattet, andererseits aber auch die Eigenart der Mission erklärt und darum auch nur für diese passt. Alle diese Forderungen werden berücksichtigt und erfüllt, wenn man die Mission mit der Natur der Kirche in Verbindung bringt und ihr als eigentliches Motiv und Ziel den Aufbau der Kirche in einem Lande zuweist, wo diese noch nicht besteht. Die dogmatische Grundlage der Mission ist also genau gesprochen die Natur der sichtbaren Kirche selbst.

Die Kirche ist nämlich nicht ein Begriff, sondern eine Wirklichkeit, welche ihrem Wesen nach «katholisch — allgemein und weltweit» sein soll. Dieses Wachstum geschieht durch die Mitarbeit denkender und freier Personen, ihrer Glieder, die deshalb auch durch eine klare Lehre, durch eine Wissenschaft, geleitet sein sollen. Und da dieses Wachstum der übernatürlichen Ordnung angehört, muss diese Wissenschaft eine theologische sein. Die Missionslehre ist deshalb nichts anderes als die Theologie der Ausbreitung der sichtbaren Kirche.

Folgerungen

Die Richtigkeit dieser Auffassung lässt sich aus einer Reihe ebenso fruchtbarer wie beglückender Konsequenzen erhärten. Erstens erhält so die Missionslehre ihr klares Formalobjekt, ihre innere Einheit und Abhängigkeit von einem Leitprinzip und zugleich ihre scharfe Abgrenzung von verwandten Wissenschaften. Sie setzt als Lehre vom Wachstum der Kirche die Natur der Kirche voraus. Sie hat sich also nicht mehr mit deren Wesen, Merkmalen und Gründung zu befassen. Das alles ist Gegenstand der allgemeinen Dogmatik, ebenso wie die Lehre von Gott, der Erlösung und Gnade. Selbst die Lehre vom Heil der Heiden gehört nicht in die Missiologie hinein. Hier wie in anderen Fragen übernimmt diese die dogmatischen Gegebenheiten, ohne sie von neuem zu prüfen, weil sie, wie jede echte Wissenschaft, nicht über ihr Anfangsprinzip hinausgeht.

Zweitens erhält die katholische Missionslehre ihre Unterscheidung von protestantischen Doktrinen. Denn gerade in der Lehre über die Kirche gehen die beiden Konfessionen wesentlich auseinander. Es ist aber auch sofort klar, wie Wandlungen im Kirchenbegriff notwendigerweise auf die Auffassung des Missionswerkes sich auswirken werden. Während die katholische Mission dank ihres unverrückbaren Glaubens an den übernatürlichen Charakter der Kirche in ihren Zielen niemals irre wurde, müssen wir leider beobachten, wie bei protestantischen Missionsgesellschaften nach dem Masse einer fortschreitenden Säkularisierung sich die Tätigkeit vom ernstesten religiösen Bemühen bis zum rein humanitären Anliegen verflachen konnte.

Vertiefte Erkenntnisse.

Drittens ergeben sich eine Reihe wichtiger Erkenntnisse für unsere Missionsauffassung. So wird die Missionspflicht aller Glieder der Kirche, als Glieder eines wachsenden Organismus, eine Selbstverständlichkeit. Das Verhältnis von Heimat und Mission erscheint nicht mehr als Gegensatz, sondern als Zusammenarbeit zweier Kinder zum Wohl der allgemeinen Kirche. Hier geht es um deren

Bewahrung, dort um deren Wachstum. Auch auf die Missionsmethoden fällt ein neues Licht, indem alles, was zum Aufbau der Kirche dient, seinen vollen Wert erhält. Die alten Jesuitenmissionare in Paraguay waren genau so gut beschäftigt, wenn sie — um die Worte eines dieser wackeren Männer zu gebrauchen — «aus Bestien Menschen machten», wie später, als sie daran arbeiten konnten, «aus Menschen Christen zu bilden». Sodann erscheint die Heranbildung eines einheimischen Klerus als das wichtigste Teilziel, das es zu erreichen gilt; denn sie ist das natürliche Mittel, um ein Land der Kirche organisch einzufügen. Sobald in China oder Indien der einheimische Klerus und Episkopat erstarkt ist und in genügender Zahl hervorgebracht wird, haben diese Länder «das Missionsstadium in ihrer kirchlichen Organisation überwunden», wie jüngst Pius XII. in seiner Weihnachtsansprache ganz

im Sinne dieser Missionsauffassung sagte. Der gleiche Papst weist schliesslich auf einen anderen Gedanken hin, den P. Charles mit grossem Nachdruck und Freude immer betont hat: «Heute tritt das kirchliche Leben als Austausch von Energie zwischen allen Teilen des mystischen Leibes Christi auf der ganzen Erde in Erscheinung.»

Das sind nur einige kurze Hinweise auf die Fruchtbarkeit dieser scheinbar neuen und doch so alten Auffassung über die wahre Natur der katholischen Mission. Denn was heute als theologische Lehre in der systematischen Form der jungen Missionswissenschaft verkündet wird, das hat die katholische Missionspraxis trotz mancher theoretischer Unklarheiten im einzelnen doch immer geübt seit den Zeiten, da man die Kirche einen zur Vollreife heranwachsenden Leib und «unsere heilige, katholische Mutter» nannte.

Ex urbe et orbe

Drei grosse Veranstaltungen, die alle in ihrer Weise ökumenischen Charakter hatten, haben in der jüngsten Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Es ist die weltliche Oekumene der Vereinten Nationen, die katholische Oekumene in den Feiern anlässlich der Ernennung der neuen Kardinäle in Rom und endlich die Oekumene der von Rom getrennten Kirchen, die in der Stadt Calvins tagte. Bezeichnend für die Situation mag die Tatsache sein, dass die weltliche Oekumene und die kirchlichen nichts miteinander zu tun haben. Selbst wenn unter den Vereinten Nationen über Kultur gesprochen wird, dann wird doch der Kirche mit keinem Worte gedacht. Und jene, die von den Vereinten Nationen auf kulturellem Gebiet eingesetzt werden, sind durchweg Persönlichkeiten, denen kirchliches Denken völlig fern liegt. Es haben deshalb die Kirchen wohl ein grosses Interesse daran, dass eine friedliche Organisation der Völker aufgebaut werde. Aber so manche Dinge, die auf Errichtung eines diktatorischen Weltsystems abzielen scheinen, müssen sie mit grösster Besorgnis erfüllen.

Die drei Oekumenen.

Es lohnt sich wohl, auf die Ideen näher einzugehen, von denen die verschiedenen Oekumenen beherrscht werden. Bei der weltlichen ist es trotz aller schönen Reden die Idee der Macht und ganz und gar nicht die Macht der Idee. Das sei nicht gesagt, um einen Tadel auszusprechen. Man wollte gegenüber dem früheren Völkerbund sich mehr auf den Boden der Realitäten stellen und diese Realitäten sind eben vor allem Grossmächte, die rücksichtslos ihrem immanenten Gesetze folgen. Es gibt keine Frage, die im Schosse der Vereinten Nationen verlässlich im Sinne der Gerechtigkeit entschieden werden könnte, da jede Grossmacht in der Lage ist, das Veto der Macht gegen die Forderung der Gerechtigkeit einzusetzen.

Was die katholische Kirche betrifft, so ist diese Oekumene in ihren wesentlichen Stücken durch den Stifter selber bestimmt. Hier ist kein Suchen und kein Tasten, hier ist ruhige Arbeit auf gesicherten Fundamenten. Was aber den Fortschritt betrifft, so ist er durchaus organisch, dem Leben angepasst, wie es sich im Schosse der Menschheit entwickelt. Heute, wo alle Nationen einander begegnen, wo doch mitten durch Eifersucht, Zank und Streit die Friedensidee marschiert, wo die Verhältnisse selber dazu zwingen, die Solidarität aller Nationen über den Egoismus der

einzelnen zu stellen, gibt auch die Kirche dieser Entwicklung Ausdruck. Es sollen im obersten Senat der Kirche möglichst Vertreter aller Völker sitzen und jeder Italianisierung der universalen Kirche vorgebeugt werden.

Wir wollen es nicht beklagen, wenn solche Schritte langsam erfolgen, denn das Problem einer Vielheit von Nationen in der Zentralverwaltung der Kirche ist grösser und schwieriger, als die meisten sich das vorstellen. Wir haben in dieser Stunde allen Grund, darauf hinzuweisen, dass die italienischen Päpste der Neuzeit von Pius IX. an wahrhaft menschlich grosse Gestalten gewesen sind, und wer Italien auch nur wenig kennt, der wird sich hüten, vor einer Vermischung des Heiligen Stuhles mit den Kirchenfürsten der italienischen Kirche. Es hat da sogar schon Spannungen gegeben, und jedenfalls hat auch bisher der Vatikan allen Völkern gehört und nicht nur den Italienern. Es lässt sich einfach nicht leugnen, dass es in Rom eine Tradition gibt, die ihresgleichen sucht. Wir dürfen auch die Wahrheit nicht unterschlagen, dass im allgemeinen die nicht italienischen Päpste der Vergangenheit keine glückliche Rolle gespielt haben. Man darf aber sicher sein, dass trotz einer gewissen Plötzlichkeit, mit der die Idee der Universalkirche in den neuen Kardinals-ernennungen, die in den Augen aller Welt den Fortschritt deutlich markieren, das Gesetz der organischen Entwicklung an dieser heiligen Stelle auch weiter in Geltung bleiben wird. Auch in den einzelnen Nationen kann nur langsam reifen, was in Rom, «der reifsten Stadt der Welt», wie Verkade sie nennt, der Idee würdig ist, die dort vertreten wird. Wir werden von der Tagung in Rom nicht Dinge erwarten, die mit ihrem Wesen nichts zu tun haben. Es geht dort um die gewaltigsten Gegenstände der Weltgeschichte, um die Manifestierung göttlichen Seins auf Erden, nicht aber zunächst um Fragen des Tages, für die ja noch Zeit genug ist.

Was die Oekumene in Genf angeht, so steht auch der Katholik mit grösstem Wohlwollen allen Bestrebungen gegenüber, das Christentum in der Welt zu erhalten und zu stärken. Diese Oekumene ist noch ganz im Werden und wegen der Schwierigkeiten, die der verschiedene Glaube der Mitglieder notwendig hervorruft, mehr darauf angewiesen, die Einigkeit in praktischer Tat zu suchen, etwa in Hilfsaktionen für so viele bedrängte Völker. Wir begrüssen es, wenn solche

Hilfsaktionen von der eigentlichen Glaubenspropaganda getrennt werden, was freilich nicht immer gelingt. Schön wäre ein Wettlauf aller Kirchen in Sachen der christlichen Liebe, aber Missstände entstehen immer, wenn hier der eine seine Leistungen gegen den anderen ausspielen will. Und schliesslich ist Kirche ja mehr als das beste internationale Hilfskomitee, und der Beitrag, den letzten Endes die Kirche für das Wohl der Menschheit zu leisten hat, geht weit hinaus über die Tätigkeit zur Linderung materieller Not, so sehr dieses das dringende Gebot des Augenblickes sein mag.

Es bleibt bemerkenswert, dass sich auch die nicht katholische Welt einen Instinkt dafür bewahrt hat, was die katholische Oekumene heute bedeutet. Wir begegnen auch in der protestantischen und in der liberalen Presse Schilderungen, die sich durchaus bemühen, sachlich den grossen Ereignissen in Rom gerecht zu werden.

U N O

Von den Tagungen in Genf und in Rom werden wir noch ausführlicher berichten müssen, haben sie doch in diesem Augenblick ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Ueber die UNO aber können wir bereits jetzt ein deutlicheres Wort sagen. Die Organisation der Vereinten Nationen krankt erstens daran, dass sie eben doch noch lange nicht alle Nationen umfasst. Das wäre aber eine leichte Erkrankung gegenüber einer anderen, die den Todesbazillus in sich trägt. Man hat sich ge- eint gegenüber dem totalitären System Hitlers, das man zertrümmert hat, wenigstens auf dem Schlachtfeld. Aber man hat in seinen innersten Kreis aufgenommen die Vertreter eines anderen totalitären Systems, das sich grundsätzlich von dem Hitler'schen nicht unterscheidet. Diesen Todesbazillus aller Nationen hat man in sein Fleisch aufgenommen, und was kann anderes daraus folgen, als eine allgemeine Ansteckung der Welt mit diesem furchtbaren Gift.

Heute tadelt man jene, die irgendwie mit Hitler paktiert haben, und man tut das mit Recht, denn Hitler, das war der Untergang Deutschlands und wäre der Untergang Europas geworden. Tadelt man aber jene mit Recht, die als Bazillenträger des Nationalsozialismus gewirkt haben, wie kann man jene loben, die nun mit einem anderen Bazillus, der nicht weniger gefährlich ist, die Völker verseuchen! Mag sein, dass man ohne Russland mit Hitler nicht fertig werden konnte, das gehört der Vergangenheit an. Aber eine Organisation der Völker gründen, in der der atheistische Kommunismus gleichberechtigt neben den christlichen Nationen wirkt, eine Entwicklung ermöglichen, die das Gift des Bolschewismus in alle Poren der Gesellschaft treibt, wie soll man ein solches Unterfangen charakterisieren? Das heisst ja wirklich den Teufel mit Beelzebub austreiben, das heisst vielmehr im Namen der Vereinten Nationen Keime des Unterganges in die geheimsten Zellen der Nationen legen. Keine Notwendigkeit zwingt heute mehr dazu, wo man überhaupt fragen müsste, ob man es jemals so weit hätte kommen lassen dürfen. Uebrigens haben die bisherigen Erfahrungen bereits bewiesen, dass Russland aus der Idee seines Kommunismus heraus, d. h. seines grundsätzlichen Kampfes gegen alles, was Kapitalismus und Demokratie heisst, der eigentliche Störenfried der Entwicklung ist.

Ideen sind freilich den Menschen unserer Tage billig geworden wie Brombeeren, aber das lässt doch nichts daran, dass sie die Geschichte beherrschen. Russland hat die Idee der Weltrevolution und des Weltkommunismus, und diese Idee ist das genaue Gegenteil von Persönlichkeit, Demokratie und Abendland überhaupt.

Diese beiden Ideen sind nicht miteinander zu vereinen. Wir haben es im Sicherheitsausschuss erlebt, und wenn auch fast jedes Mal Russland überstimmt wurde, so waren doch die Rededuelle Bevin - Wyschinski in diesem Augenblick mehr peinlich als interessant. Wie kann denn Frieden werden, wenn der Kommunismus sich die Organisation der Vereinten Nationen ausgesucht zu haben scheint, um eine brutale Machtpolitik zu treiben? Es geht uns hier nicht um das Politische, aber wir hoffen, es doch deutlich gemacht zu haben, dass Ideen sich eben auch im Politischen auswirken.

Ein dritter tödlich wirkender Bazillus ist das Vetorecht der Grossmächte. Gerade hier wird die verschiedene Ideologie sichtbar, die das Denken der UNO bestimmt. Das Vetorecht in dieser Form entstammt dem Denken der Macht, genauer gesagt, der diktatorisch ausgeübten Macht. Es braucht nicht begründet zu werden, es wird einfach von irgend einer Grossmacht diktiert. Offensichtlich handelt es sich hier um ein Denken, das dem demokratischen absolut entgegengesetzt ist. Da dieses Veto das Ganze beherrscht, da es die gesamte Maschinerie in jedem Augenblick brachlegen kann, genau so, wie einst im polnischen Reichstag, so kann man mit einigem Recht sagen, dass die UNO nicht auf dem demokratischen, sondern auf dem diktatorischen Prinzip ruht, mag dies auch den Mitgliedern nicht zum Bewusstsein kommen oder mag man es schamvoll verschweigen.

Diese Auffassung erhält noch eine Bekräftigung, wenn man auf die Rolle der kleinen Staaten sieht, die in der UNO vertreten sind. Sie haben dort in entscheidenden Fragen jede Selbständigkeit eingebüsst, sind zu Satelliten der Grossen geworden und müssen sich auf dem Schachbrett der grossen Politik versetzen und verschieben lassen, wie es den Grossen gefällt. Es ist gesprochen worden von der Notwendigkeit einer Weltregierung, weil alle grossen Fragen internationaler Natur sind. Tatsächlich befinden wir uns wohl auf dem Wege zu einem Weltimperium. Dieser Weg führt aber nicht zu einer demokratisch eingerichteten Gemeinschaft der Nationen, sondern hemmungslos in eine Welt-diktatur. Es wird nicht dahin kommen, wenn alle freiheitlich gesinnten Völker sich regen, aber die Gefahr wächst von Monat zu Monat. Was ein Hitler für sich erträumt hatte, das scheint in anderer Form sich entwickeln zu wollen. Für die Freiheit aber mag es gleichgültig sein, ob sie nun auf dem Berghof von Berchtesgaden oder in den Mauern des Kreml oder sonstwo begraben wird. Wir sind in einer Entwicklung begriffen, die nicht die Persönlichkeit befreit und ein neues schönes Leben erhoffen lässt, sondern ganz im Gegenteil immer neue Fesseln für freie Bewegung bringt und ein Leben, dessen innere Kraft ersetzt wird durch die immer stärker wuchernde Vitalität von Paragraphen.

Am Privateigentum exemplifiziert mag man diese verhängnisvolle Entwicklung in einer Broschüre studieren, die dieser Tage der Luzerner Rechtsanwalt Peter erscheinen liess.* In ihrem Vorwort schreibt Dr. J. Burckart, Professor für Völkerrecht an der Yale University, USA, eine Autorität von internationalem Ruf: «Wahrscheinlich ist diese Entwicklung für den russischen Staatssozialismus von Nutzen, der dadurch stark gefördert werden wird. Aber es wäre bedauerlich, wenn die Westmächte die Beseitigung einer Lebensform unterstützen würden, auf der ihre ganze Existenz beruht».

* «Auslieferung deutschen Privateigentums?» Verlag A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich.

und er fürchtet, man dürfe kaum darauf hoffen, «dass die abendländische Zivilisation noch lange bestehen wird», wenn sich nicht die kleinen Länder mit aller Macht für ihre Souveränitätsrechte und das Recht überhaupt zur Wehr setzen.

Man kann es verstehen, dass Männer wie Churchill das begreifen und alles tun, um die Demokratie des Westens, insbesondere England und Amerika, möglichst eng aneinander zu schliessen. Aber es bedurfte doch erst des «Reichstagsbrandes», der Spionageaffäre in Kanada, um wenigstens einigen Staatsmännern die Augen zu öffnen. Für das Christentum ist diese ganze Entwicklung darum besonders wichtig, da es seiner innersten Natur nach mit der Freiheit verbunden ist. Verständlich genug, dass Papst Pius XII. so nachdrücklich für eine echte Demokratie eingetreten ist.

Deutschland und Italien

Dass die Siegermächte mit Italien und besonders mit Deutschland hart umgehen, kann gerechtfertigt werden. Im Falle Italien allerdings hätte man erwarten sollen, dass einem Volk, das zuerst die Achse verlassen hat und ganz wesentlich zum Siege beitrug, mildernde Bedingungen zubilligt würden. Also, wir wenden uns nicht dagegen, dass Kriegsverbrechen ihre Strafe finden. Aber mit diesem Gesichtspunkt allein sind die Probleme nicht erschöpft. Es gilt doch, sowohl Deutschland wie Italien in den grossen Zusammenhängen der allgemeinen Entwicklung zu sehen. Kein Mensch kann sich aber dem geringsten Zweifel daran hingeben, dass die völlige Zermürbung dieser beiden Nationen der atheistischen Macht Russlands zugute käme. Mit dem Verlust dieser beiden Länder für die westliche Zivilisation wäre das, was wir Europa nennen, für immer dahin. Man muss also logischerweise den notwendigen Strafprozess mit einer anderen Tendenz verbinden, man muss den Willen zeigen, diesen Völkern möglichst bald wieder eine staatliche Ordnung und eine gewisse Lebensfreude zurückzugeben. Es wäre dies das beste Mittel, um einen neuen Krieg zu vermeiden.

Lässt man die Dinge gehen, wie es bisher geschah, so kann man sicher sein, dass diese Völker allen Mut verlieren und schliesslich Opfer der russischen Macht werden. Alle Nachrichten, die wir aus Italien erhalten, und es sind sehr viele Berichte aus den verschiedensten Gegenden, offenbaren ein unbeschreibliches Elend. Es kann nur behoben werden, wenn das Land endlich seinen Frieden bekommt und in weiterer Folge die Rohstoffe, die seine im Norden noch ziemlich intakte Industrie notwendig hat. Zur Zeit leidet dieses Volk wahre Tantalusqualen und das mit der Aussicht, dass es auch seine Kolonien noch verliert, die längst vor Mussolini zu Italien gehörten, dass der Friede also nicht einmal gerecht sein wird. Man kann einfach nicht das ganze italienische Volk entgelten lassen, was der Grössenwahn Mussolinis angerichtet hat. Vor allem aber, man kann es nicht entbehren in dem grossen Kampf zwischen Ost und West, der nicht zuletzt im Nahen Osten und in den Mittelmeerländern ausgefochten wird.

Was man aus Deutschland hört, wird zum grossen Teil nicht gedruckt. Es ist so furchtbar, dass es alle Vorstellungen übertrifft. Aber nur wenige gibt es, die wirklich unterrichtet sind, die zum Beispiel die Zahl der Todesopfer kennen, die dieser Winter bis jetzt schon gefordert hat. Und manche glauben, es werde der nächste Winter noch schrecklicher werden. Man hilft weder diesem Volk noch Europa, wenn man ihm nicht endlich wenigstens die primitivsten Lebensmöglichkeiten gibt.

Und vor allem: Ob man es wahr haben will oder nicht, man wird das deutsche Volk nötig haben. Die globale Auseinandersetzung zwischen West und Ost wird vielleicht im Zentrum Europas entschieden werden, und dann werden jene, die heute nur den Gedanken einer masslosen Rache kennen, es bitter bereuen, was sie angerichtet haben. Man soll die Verbrecher strafen, aber man soll auch der Sehnsucht der gesamten Menschheit entgegenkommen, die nach Ruhe, nach Ordnung, nach Frieden verlangt.

Verantwortung der Christenheit

Aus dem Appell des Hl. Vaters an die italienischen Frauen kann man ersehen, wie ernst man in Rom die politische Verantwortlichkeit nimmt. Im alten Europa ist es heute so, dass man den Kommunismus nicht will und zu einer gemässigten Mitte strebt. Der Sozialismus, der oft genug die Früchte dieser Entwicklung erntet, ist absolut nicht imstande, eine ruhige und schöpferische Mitte zu finden. Das Beste leistet er noch, wenn er durch Koalitionen mit christlichen Kreisen verbunden wird. Wie dem auch sei, die sichere Mitte hat durch alle Jahrhunderte hindurch das Christentum inne gehabt. Ist es heute da, wie es ja in Italien, in Belgien, in Frankreich mehr als früher zur Stelle ist, so kann es die Grundlagen einer neuen, besseren Welt legen. Versagt es heute, so wird es mit der Freiheit auf Erden bald ein Ende nehmen. Kein Wunder, dass die Feinde der Menschheit heute mit erneuter Wucht auf den sogenannten politischen Katholizismus schlagen. Wir können gerade vom Hass, der hellsehtig macht, lernen, was wir zu tun haben.

Will bisweilen Verzagtheit um sich greifen, so werden wir uns daran erinnern, wie andererseits gerade Nichtkatholiken uns heute beurteilen, wir meinen wohlwollende Protestanten, wie sie etwa in den «Basler Nachrichten» vom 19. Februar 1946 zu Worte kommen. In dem Leitartikel über ein «historisches Konsistorium» wird zunächst der Worte Macaulays gedacht, der übrigens selber Protestant war. Man liest sie immer wieder mit Ergriffenheit: «Die katholische Kirche sah den Anfang aller Regierungen und ecclesiastischen Einrichtungen, die heute in der Welt existieren; sie wird vielleicht ihrer aller Ende erleben; sie war gross und geachtet, bevor die Sachsen ihren Fuss auf Britanniens Boden setzten, bevor die Franken den Rhein überschritten, als griechische Beredsamkeit noch in Antiochien blühte, als heidnische Götzen noch im Tempel von Mekka angebetet wurden; und sie mag noch in unverminderter Kraft weiter bestehen, wenn eines Tages irgend ein Wanderer vom fernen Neu-Zeeland sich, inmitten einer wüsten Einsamkeit, auf einen zerbrochenen Bogen von Londonbrücke aufstellen und die Ruinen der St. Pauls-Kathedrale nachzeichnen wird.» Diese Worte nennt der Verfasser «eine Wirklichkeit gewordene Prophetie». Er erinnert an die «wüste Einsamkeit», die es heute in London gibt, an die «Soldaten vom fernen Neuzeeland», die es gelüsten könnte, die Ruinen der City nachzuzeichnen. Zu gleicher Zeit aber, so betont er, besteht die katholische Kirche tatsächlich «in unverminderter Kraft» weiter. Und dann wörtlich: «Und weit davon entfernt, Zeichen des Verfalls oder der Schwäche zu zeigen, ist sie vielmehr gerade jetzt, inmitten der vom zweiten Weltkrieg geschaffenen Verwüstungen, im Begriffe, in der gesamten Welt ihren Einfluss auszuweiten und ihre Stellung zu befestigen.» So sehen uns andere, uns zugleich gemahnend an unsere hohe Verpflichtung.

Aus Polen

Das Land, in dem der Krieg seinen Anfang nahm und das wohl am bittersten und andauerndsten von allen europäischen Ländern unter den Greueln der Kriegshandlungen zu leiden hatte, ist Polen. Man weiss, mit welchem Nachdruck schon Pius XI. sich immer wieder für dieses Land eingesetzt hat. Es will uns scheinen, dass der Katholiken Interesse auch heute vor allem auf Polen gerichtet werden sollte. Hier ist das östliche Bollwerk der europäisch christlichen Kultur und dieses ist ein fast rein katholisches Land. Dieses Bollwerk ist zur Stunde von einer doppelten Gefahr auf das äusserste bedroht. Die eine besteht in der körperlichen wie seelischen Zermürbung und Entwurzelung durch die Leiden des Krieges. Die andere in der Bedrohung durch den Kommunismus. In dieser Not muss in den polnischen Katholiken das Bewusstsein mit der Weltkirche und dem Abendland wach erhalten werden, was einzig durch tatkräftige Hilfeleistung möglich ist. Gewiss sind heute fast alle europäischen Länder hilfsbedürftig und die Mittel der Schweizer Katholiken reichen unmöglich aus, überall nachdrücklich zu helfen. Es müsste daher eine gewisse Strategie der Hilfsleistungen aufgestellt werden, die sich unseres Erachtens in erster Linie eben auf die Bollwerke abendländisch, christlicher Kultur zu erstrecken hat, zu denen — wie schon betont — vor allem Polen zu zählen ist. Aus diesem Grund lenken wir im folgenden das Interesse unserer Leser auf dieses Land, wobei wir zunächst einen Auszug aus einem Bericht M. Courvoisiers, eines Delegierten der Schweizer Spende, wiedergeben, der die materielle Hilfebedürftigkeit Polens schildert. Ein Artikel über die Lage der katholischen Kirche in Polen folgt sodann in der nächsten Nummer.

Bericht über eine Polenmission

(Auszug aus der Radioansprache von M. Courvoisier, Delegierter der Schweizer Spende)

«Die polnische Bevölkerung, die sich augenblicklich innerhalb der neuen Grenzen des Landes aufhält, wird auf 23 Millionen geschätzt. Vor dem Krieg waren es 35 Millionen. Während der Besetzungsjahre sind nicht alle Gebiete Polens in gleicher Masse in Mitleidenschaft gezogen worden, doch haben viele Gegenden das tragische Schicksal der Hauptstadt geteilt. In dem Dreieck, das durch die Flüsse Weichsel, Narew und Bug gebildet wird, belaufen sich die Zerstörungen auf 60—90 Prozent. Am meisten ist der Distrikt von Makow mitgenommen worden, wo 95 Prozent der Wohnhäuser gänzlich vernichtet sind und die Bevölkerung in Gräben, Blockhäusern und Ställen ihr Leben fristet.

Warschau ist so vollständig zerstört, dass 90 Prozent der Stadt bis in die Kellergeschosse hinab zertrümmert sind. Es ist deshalb ein ganz unerwarteter Anblick, beim Vordringen ins Stadttinnere Hunderte und Tausende von Polen anzutreffen, alle in voller Arbeit, um die einst wunderbare Metropole wieder aufzubauen und instandzustellen. Von den früher 1,2 Millionen Einwohnern sind jetzt noch 400,000 in Warschau ansässig.

Die Stadtbewohner selbst haben nicht weniger gelitten als die Stadtmauern. Die vergangenen Leiden spiegeln sich auf allen Gesichtern wieder. Mit einer unglaublichen Ausdauer hat die Warschauer Bevölkerung sofort nach der Befreiung ihre zermalmt und völlig entblösten Wohnstätten wieder bezogen. Noch vor wenig Wochen war Warschau ohne Wasser, ohne Elektrizität, schlecht versorgt und ohne Verkehrsmittel.

Auf eine bessere Zukunft vertrauend, haben die Polen die Arbeit wieder aufgenommen und dabei einen Mut bewiesen, der allgemein bis zur völligen Entsagung ging. Ueber den Ruinen Warschaus steht nur noch ein aufrechtes Monument als letzte Hoffnung: die polnische Gottesmutter, die über dem Volke wacht und es beschützt. So obsiegt Schritt für Schritt das Leben wieder. In einzelnen Quartieren sind wieder Wasser, Elektrizität und Verkehrsmittel vorhanden.

Es ist schwer, über die polnischen Verluste genaue Zahlen anzugeben. Diese Verluste sind durch eine schrecklich verworrene Lage verursacht worden, in deren Verlauf Hunderttausende von Menschen von Gebiet zu Gebiet fortgetrieben, wenn nicht ausser Landes gebracht wurden. In runden Zahlen hat die Nation 6 Millionen Menschen verloren. In Warschau 200,000; davon kamen 30,000 Kinder während des Volksaufstandes um.

Unter den Ueberresten der Hauptstadt sind noch 150,000 Tote begraben. Daneben gibt es die verwaisten und verstümmelten Kinder; ferner die Männer und Frauen, die aus den Konzentrations- und Arbeitslagern zurückkommen: geschwächt, niedergedrückt und von allem entblöst. Hinzu kommen die Schwerverwundeten, die Blinden, die Krüppel, die Greise, die Kranken, die Wahnsinnigen. Alle verlangen Hilfe, Pflege oder wenigstens Stärkung.

Im Frühling ihres Lebens haben 3,5 Millionen Kinder während 5 Jahren die Schrecken des Krieges kennengelernt. 1,1 Millionen sind Waisen, davon 70 Prozent an Tuberkulose erkrankt. Diese armen Geschöpfe sind nervös, unruhig, launisch, aller Ordnung entwöhnt und elend. Sie leiden an Schlaflosigkeit und Angstanfällen. Sie sind Kinder eines furchtbaren Zusammensturzes und haben das Glück eines geregelten Lebens, die Freuden eines Heimes, den Schutz eines Vaters und die Liebe einer Mutter nie gekannt.

Die überanstrengten Frauen, geschwächt und erschöpft durch Lager und Gefängnis, schenken Kindern das Leben, die selber nur eine geminderte Lebenskraft besitzen. Die Sterblichkeit der Neugeborenen erreicht 50 Prozent, ihr Gewicht ist 30 Prozent unter dem Normalen. Die aus den Lagern zurückkehrenden Kinder sind in ihrem Wachstum durchschnittlich 2—3 Jahre zurückgeblieben. Die ungenügende Ernährung führt zu den Krankheitssymptomen des Vitaminmangels. 50 Prozent der Kinder sind von Piodermie befallen.

Das Krankenpflegepersonal hat starke Einbussen erlitten. Von den früher 13,000 Aerzten sind 6000 übriggeblieben. Die epidemischen Krankheiten, die Tuberkulose und die Geschlechtskrankheiten dehnen sich rapid aus. Nach den Statistiken vom Dezember 1945 sind 50 Prozent der polnischen Bevölkerung tuberkulös, 60,000 Menschen leiden an Knochentuberkulose. Die grossen Epidemien von Typhus und typhusähnlichen Krankheiten, Dysenterie und Diphtherie konnten eingedämmt werden. Ende des letzten Jahres gab es noch 2500 Fälle von Flecktyphus. Die meisten dieser Krankheiten haben ihren Herd in den östlichen Gebieten Polens, wo die grossen Scharen der Rückwanderer eintreffen. In weniger als 6 Monaten sind 3 Millionen Polen in ihre Heimat zurückgekehrt, weitere 2 Millionen werden erwartet. Der Gesundheitszustand dieser Heimkehrer ist sehr schlecht und die Seuchengefahr gewaltig.

Aus diesem Bericht geht klar hervor, dass Polen ohne Aufschub Hilfe braucht, nicht nur Mitleid und neugieriges Interesse, sondern tatkräftige Hilfe.

Streiflichter zum Kampf der frz. Katholiken gegen den Laizismus

Ein Wort der Bischöfe

Wir erinnern uns vielleicht noch der wegweisenden Hirtenworte, welche die französischen Bischöfe letzten Herbst an ihre Gläubigen gerichtet haben. — Im dritten Teil des Schreibens markierten sie in klaren Worten ihre Stellung gegenüber dem laisierten Staate und äusserten sich zum Vorwurf des «Klerikalismus», der in etwas abgewandelter Form das wiederholt, was unser Schlagwort vom «politischen Katholizismus» besagt. — «Wenn unter Laizismus des Staates», so lesen wir in dem Schreiben, «die Laienaufgabe des Staates verstanden wird, für das irdische Wohl der Bürger zu sorgen, erklären wir uns offen einverstanden damit. Denn diese ist Sache des Staates, und die Kirche wird sich nicht einmischen.» «Besteht der Laizismus des Staates darin, dass er in einem Land getrennter Konfession, jeden Bürger frei und ungehindert seine Religion ausüben lässt, ist auch das in Uebereinstimmung mit der Kirche.» «Bedeutet jedoch Staatslaizismus den Willen des Staates, sich keiner höheren Moral zu unterwerfen und nur seine eigenen Interessen als Handlungsnorm gelten zu lassen, können wir nur betonen, dass diese These gefährlich und falsch ist und uns in alte Zustände der Sklaverei zurückwirft.» Im Grunde sprechen die französischen Bischöfe hier von der Gefahr einer «neuen Mehrheit» im Staat, die ihre eigenen Spielregeln hat und deshalb eine loyale Zusammenarbeit mit anderen Minderheiten verunmöglicht.

Politik «der ausgestreckten Hand»

Die französischen Katholiken wissen um diese Gefahr, und es liegt ihnen alles daran, mit den heutigen französischen Kommunisten in ein Verhältnis zu treten, das eine Zusammenarbeit auf echt demokratischer Grundlage gestattet. Die Blätter der «Action Populaire» berichten uns von einem solchen Versuch einer Politik der «ausgestreckten Hand». Der französische Katholik P. Fessard äussert sich zu diesem Problem folgendermassen: Theoretisch ist und bleibt eine Zusammenarbeit mit dem Kommunismus ausgeschlossen, da er jede andere Partei ausser der kommunistischen wesentlich ausschliesst. Dagegen verspricht sich P. Fessard vom Kommunismus, wie er heute in Frankreich lebendig ist, ein Abweichen von dem orthodoxen Kommunismus, dem die Partei das eins und alles und letzte ist, und er erhoffte zunächst von den Kommunisten eine Zuwendung zum Gedanken des Vaterlands, da ja doch auch die Kommunisten für Frankreichs Befreiung einen heroischen Kampf geführt hätten. Um sich über diese seine Annahme zu vergewissern, gedachte er, an die französischen Kommunisten folgende Frage zu stellen: Welches war für euch Kommunisten die treibende Kraft in der Widerstandsbewegung, die Freiheit Frankreichs oder der Sieg des Kommunismus und damit der kommunistischen Partei? Oder, wenn sich die Interessen der Partei eines Tages mit dem Dienst am Vaterland kreuzen würden, was würdet ihr wählen? — Entscheidet ihr euch für das Vaterland, ist damit der Beweis erbracht, dass ihr das Wohl Frankreichs dem Sieg der Partei vorzieht und dass damit Zusammenarbeit möglich ist. Stellt ihr euch jedoch auf Seiten der Partei, sind wir zum Schluss gezwungen, dass ihr beseelt seid vom Willen zur Macht, und damit wissen wir, dass eine Zusammenarbeit mit euch so verätherisch wäre, wie einst das Paktieren mit den Nazis, die gerade infolge ihres Machtwillens eine entsetzliche Sklaverei über das Land gebracht haben. Fessard ist überzeugt, dass der Arbeiter und einfache Mann aus dem Volk ruft: lieber Vaterland als Partei, wir wollen keinen fremden Sieger mehr im Land haben. Aber er ist ebenso überzeugt, dass dieser kleine Mann der Masse nicht in die Zeitungen schreibt und nicht in der Öffentlichkeit spricht, dass dessen Antwort den Fragesteller überhaupt nicht erreichen werde. Wie Fessard andeutet, zeitigte ein erster Frageversuch, den sein Buch «Le Dialogue» darstellt, ein negatives Ergebnis. Es wurde nicht geantwortet, und darin sieht Fessard die grössere Gefahr, als ein offenes Bekenntnis zum orthodoxen Kommunismus, denn in diesem Falle schweigen, heisst Misstrauen und Unsicherheit säen, die eine fruchtbare Eigenarbeit und erst recht eine echt demokratische Zusammenarbeit verunmöglicht.

Ob die unumwundene Antwort auf eine solche Frage nicht auch hier in der Schweiz zu einer radikalen Klärung der Situation führen würde? Welches ist die treibende Kraft für alle jene, die so eifrig in Antifaschismus tun? Ist es die Sorge um eine echt demokratische Eidgenossenschaft oder ist es der Wille zu einer neuen Mehrheit, die neben sich keine Minderheit duldet? Oder, gesetzt der Fall, die Interessen gewisser linksstehender Parteien würden sich kreuzen mit dem Dienst an der Eidgenossenschaft? Was würden sie wählen? Vaterland oder Partei?

Fessard erwartet auf seine Frage eine offene und unumwundene Antwort in der Ueberzeugung, dass «erste und unerlässliche Bedingung einer gemeinsamen Tat oder zum mindesten eines gemeinsamen Meinungsaustausches immer jene bleibt, die er in seinem Buch «Dialogue» beleuchtet hat: nämlich dass die Pflicht zur Wahrheit und Loyalität der Sorge um die kommunistische Partei vorgeht. Und es wäre in der Tat ein bedenkliches Zeichen von einem Absinken des Staates in den Laizismus und in die Christentumslosigkeit, wenn christlicher Wohlstand und christliche Wahrhaftigkeit mit Füssen getreten würden. Man wird deshalb gut tun, alle jene, die als wahre Demokraten eine «degenerierte Demokratie» vor dem Untergang retten wollen, auf ihre Wahrhaftigkeit zu prüfen.

Ein krasses Beispiel

Welchen Grad übrigens der Laizismus des französischen Staates erreicht hat oder, vielleicht besser gesagt, noch heute besitzt, beweist ein Dokument, das Msgr. Roland Gosselin, Bischof von Versailles, im Jahre 1945 am Schluss der Weihnachtsvesper verlas: «Die Leiter der katholischen Aktion erklären sich peinlich berührt über die Verordnung der Präfekturverwaltung, dass religiöse Zeremonien und Kundgebungen in Departementspitälern und Fürsorgeanstalten unterbleiben; Bilder, Statuen und Altäre, Beichtstuhl und andere Kultgegenstände ohne Verzug zu verschwinden haben, etc.» Das Dokument ist im besonderen ein Protest gegen die Aufhebung des Religionsunterrichts in einem Antituberkulosenheim von Mesnil-Saint-Denis, welche jene Kinder, die wegen ihres Gesundheitszustandes das Haus nicht verlassen können, nicht nur der freien Ausübung der Religion, sondern auch ihres Religionsunterrichts beraubt. («Pays», Porenruy 9. 1. 46.)

Die Kommunisten zur Gleichberechtigung der Frau.

Wenn Dawson in seinem Buch den Gedanken ausführt, dass Laisierung und Mechanisierung des Staates und der Gesellschaft in engstem Zusammenhang zueinander stehen, so wird es uns interessieren im Anschluss an das, was die französischen Bischöfe und der obige Bericht über den Laizismus in Frankreich andeuten, etwas über die Gesellschaftspläne zu vernehmen, mit denen heute die Kommunisten vor die französische Öffentlichkeit treten. Was die Gleichberechtigung der Frau betrifft, fordern sie im Prinzip dasselbe, was die Sozialisten heute in der Schweiz verlangen mit ihrer Forderung einer Gleichschaltung von Mann und Frau. Im Urteil von Kommunist Frachon ist die französische Frauenwelt «ein Reservoir von Menschenkraft, das noch bereit liegt und aus dem wir neue produktive Kräfte schöpfen können». «Ich höre wohl, wie man uns vorwirft, die Mutter werde dadurch aus dem Haus entfernt und gehindert an der Kindererziehung. All das ist dummes Geschwätz, das man aus der Luft gegriffen hat. Kindererziehung heisst nicht eine Erziehung getrennt von allen anderen Altersgenossen. Die arbeitende Mutter kann ihr Kind in einen Kindergarten und in ein Kinderheim geben.» Diese brutalen Worte sind konsequenter Ausdruck einer massiven, rein mechanistischen Gesellschaftsauffassung, die in der menschlichen Gesellschaft nicht einen lebendigen Organismus sieht, sondern eine rationalistisch ausgeklügelte und ausgedachte Produktionsmaschine, in die das Individuum mit Gewalt hineingepresst werden muss, mag die lebendige Natur des einzelnen nun noch so verbogen und vereinseitigt werden. Ein radikaler Gegensatz zur christlichen Auffassung von der vollen Gleichberechtigung der Frau im öffentlichen Leben, die keine Gleichschaltung ist, sondern der Frau das Recht verschaffen will, ihren mütterlichen Beruf im Gesellschaftsleben auszuüben und dadurch in voller Entfaltung ihrer Eigenheit in den Dienst des Ganzen zu treten.

Der Papst spricht

Dem Beobachter vatikanischer Geschehnisse fällt die stets wachsende Tätigkeit des Oberhauptes der katholischen Kirche auf. Sie ist durch das Kriegsende, wenn auch nicht restlos, so doch weitgehend von Hemmungen und Bindungen befreit worden, die den Papst als Vater der Christenheit und Obersten Bischof der Seelen schmerzlicherweise behinderten. Allein in der kurzen Zeitspanne seit Weihnachten 1945 hat der Hl. Vater in wenigstens sieben grösseren Kundgebungen zu religiös-kirchlichen und religiös-politischen Zertragen Stellung bezogen; es sind dies: Der Brief an den deutschen Episkopat vom 1. November 1945, bekannt geworden erst Ende Dezember v. J. (Acta Apost. Sedis, Bd. 37, Nr. 11; S. 278); die Ansprache an das Hl. Kollegium am Hl. Abend 1945 (Osservatore Romano, 1945, Nr. 297) mit der Bekanntgabe der Kardinalernennungen und der erneuten Darlegung der Friedensvoraussetzungen; die Enzyklika «Quemadmodum» vom 6. Januar 1946 (Osser. Rom. 1946, Nr. 5) über die sofortige Hilfe für die notleidenden Kinder; eine Ansprache an die italienischen Akademiker (Osser. Rom. 1946, Nr. 6); eine andere an das römische Patriziat (Osser. Rom. 1946, Nr. 14); eine kurze, bedeutsame Rede vor Arbeitgebern und Arbeitnehmern Italiens (Osser. Rom. 1946, Nr. 22); schliesslich die Enzyklika «Orientales omnes» vom 23. Dezember 1945, über die Lage der katholischen Ruthenen in Geschichte und Gegenwart, deren Text erst am 19. Januar veröffentlicht wurde (Osser. Rom. 1946, Nr. 17). Dazu kommen die wichtige Initiative zur Umorganisation der Katholischen Aktion in Italien mit deutlicher Dezentralisierungstendenz (vgl. Osser. Rom. 1946, Nr. 9) und der Empfang einer Reihe ausgewechselter, beim hl. Stuhl neu zu beglaubigender Botschafter verschiedener Länder, wobei der Papst jedesmal durch eine kurze Ansprache Fragen der Zeit beleuchtet. Und auch dort, wo er vornehmlich italienische Hörer vor sich hat oder Fragen der Kirche in Italien behandelt, erheben sich seine Ausführungen über den engen Raum nationaler Gebundenheit — hinein in die Weite der UNA CATHOLICA ...

Der Inhalt der meisten dieser Kundgebungen dürfte wohl in den Hauptzügen bekannt sein. Vielleicht ist es aber nicht unnütz, ein paar charakteristische Züge päpstlicher Haltung in gegenwärtiger Stunde zu beleuchten.

Vatikan und der Osten

Ein erstes, das beim Studium dieser Dokumente auffällt, ist der Blick des Papstes zum Osten, gekennzeichnet durch das Wort: «In genauer Kenntnis der Vorgänge, die sich in den letzten Monaten im deutschen Osten abgespielt haben, ermahnen Wir alle ...» (Aus dem Brief an den deutschen Episkopat.) Man spricht viel von der vorzüglichen Information, über die der Vatikan verfügt. Es kann nicht gelegnet werden, dass ein weltumspannender, jahrhundertalter und doch stets lebendiger Organismus, wie es die katholische Kirche ist, im Zentrum über das pulsierende Leben der Glieder bis in die letzten Ausläufer — geistig und räumlich betrachtet — gut unterrichtet sein muss. Immerhin war der Vatikan, wenn auch nicht in gleichem Ausmass wie die übrigen Neutralen, während des Krieges von der Aussenwelt stark abgeschnitten. Viele Dinge sind in ihren Einzelheiten erst nach Kriegsschluss bekannt geworden. Es ist ein Charakteristikum päpstlicher Kundgebungen, dass sie für gewöhnlich nicht mit der Aufzählung von konkreten Missständen (heute müsste man sagen Greueltaten) sich befassen. Sie bringen vielmehr, gestützt auf die Kenntnis der Tatsachen, ihre Missbilligung, Mahnung, Warnung und Wegweisung in grundsätzlicher Form zum Ausdruck. Sache des ordentlichen Hirtenamtes, der Priester, der militanten Laien, der Presse usw. ist es, die päpstlichen Richtlinien nach allen Seiten zu beleuchten und zu verbreiten. Selbst das Rundschreiben «Mit brennender Sorge» Pius' XI. trägt bei all seiner Schärfe dieses Merkmal grundsätzlicher Stellungnahme von höherer Warte aus. In ähnlicher Weise hat Pius XII. in seinen bekannten Weihnachtsbotschaften grundsätzlich gesprochen, vor allem in jener von 1942, noch lange vor der Wende des Kriegsglücks. Und in gleicher Weise richtet er sich jetzt gegen die traurigen Vorkommnisse jenseits von Oder und Neisse sowohl in seinem Brief an den deutschen Episkopat wie auch in der Weihnachtsansprache

vorigen Jahres. Und allerneuestens schilderte er — der Anlass bot sich auch wegen der 350. Jahrfeyer der Union von Brest-Litowsk — in seiner Enzyklika «Orientales omnes» vom 23. Dezember 1945, die traurige Lage der verfolgten katholischen Ruthenen.

Der «Osten» wendet seit geraumer Zeit dem Vatikan viel Aufmerksamkeit zu: Presse und Rundfunk Moskaus, selbst die Führer der orthodoxen Kirche, in unwürdiger Versklavung an den Staat, sind in stetem Angriff auf Pius XII.

Diese Angriffe sind, nach allem, was die Kirche Christi in ihrer 2000-jährigen Geschichte erlebt hat, keineswegs beunruhigend: sie werden vorübergehen, die Kirche wird weiterleben. Das vatikanische Organ, der Osservatore Romano, hat jüngst (1946, Nr. 12, 25) in zwei Artikeln, beide betitelt «Punto per Punto», und in einem dritten mit der Ueberschrift: «Nulla dies sine linea» (Osser. Rom. 1946, Nr. 28) diese Anschuldigungen im einzelnen Punkt für Punkt abgedruckt und widerlegt. Die Mühe lohnt sich nicht, sie zu wiederholen. Man mag die Urheber dieser Angriffe, wie es in verschiedenen Presseorganen aus Liebe zur Wahrheit und zur Kirche geschieht, der Lüge zeihen und überführen. Dieser Weg ist notwendig, um der Gerechtigkeit willen. Doch, was kümmert sich jene «Welt» um solche Antwort, auch wenn, ja gerade wenn sie objektiv ist! Nach dem Gesetz, das bereits in Hitlers «Mein Kampf» ausgesprochen ist, muss nur dauernd auf die breite Masse durch stete Wiederholung gleicher Dinge, wenn sie nicht der Wirklichkeit entsprechen, um so bestärkt, eingewirkt werden: schliesslich wird's geglaubt. Der Leader der grössten Partei im amerikanischen Kongress, der demokratische Mc Cormack, hat wohl am besten den Nerv der Sache berührt, wenn er — energisch die wiederholten Angriffe der Sowjetunion auf den Vatikan zurückweisend — erklärte: Russland zeige durch diese Angriffe auf die universale Kirche, dass es das Zustandekommen des Friedens verhindern wolle; diese Angriffe, die eine diktatorische Note trügen, liessen am guten Verständigungswillen der Sowjetunion Zweifel aufkommen; abschliessend sagte Mc Cormack wörtlich: «Es ist nicht meine Sache, Stalin Ratschläge zu erteilen, doch wäre er weitsichtig, wünschte er aufrichtig, der Sache des Friedens und des Fortschritts zu dienen, würde er die Angriffe auf die katholische Kirche abbefehlen und Gegensätze zu überbrücken suchen» (Osser. Rom. 1946, Nr. 28).

Unabhängig von diesen Angriffen, mit denen sich der Papst persönlich nicht beschäftigt, stehen seine beiden Dokumente zur Lage im Osten, die entstanden sind aus Liebe zu den Seelen, aus dem Verantwortungsbewusstsein des Stellvertreters Christi für die allgemeine Völkerverständigung, aus der Verpflichtung zum Dienst an der Wahrheit: «In genauer Kenntnis der Vorgänge ...»

Der Papst und der Friede

Ein zweites hebt sich in den jüngsten päpstlichen Kundgebungen ab: der Ruf des Papstes nach dem Westen, gekennzeichnet vor allem durch die Worte: «Die Erfahrung sollte allen gezeigt haben, dass die nach den ewigen Wahrheiten und den göttlichen Gesetzen ausgerichtete Politik die reellste und wirklichkeitsnächste Politik ist. Die Realpolitik, die anders denken, schaffen nichts als Ruinen» (aus der Ansprache an das Kardinalskollegium am Hl. Abend 1945). Jahr für Jahr im Verlauf der langen Kriegszeit hat der Papst an Weihnachten und auch bei andern Anlässen die Fundamente einer wahren Friedensordnung der Völker dargelegt. Die päpstlichen Punkte wurden denn auch von allen Rechtsdenkenden anerkannt. Nicht jedoch scheint man jetzt die praktische Friedensgestaltung nach diesen Grundsätzen durchzuführen. Pius XII. wiederholte auch diesmal wieder in einer Stunde höchster Not die unverbrüchlichen Grundlagen, auf denen allein der wahre Friede aufgebaut werden kann und beschwor abschliessend die Verantwortlichen der Vereinten Nationen, die — im Westen versammelt — sich anschicken, die Fundamente des kommenden Friedensgebäudes zu legen, wenigstens aus der Erfahrung zu lernen. Historia est magistra vitae. Wir fechten die Wahrheit dieses Satzes nicht an. Erfolge jedoch kann diese ergraute Lehrmeisterin nicht viele aufweisen. Klein ist die Zahl der Menschen, die aus der Vergangenheit der «Geschichte» ihres eigenen Lebens lernen; kleiner, viel kleiner noch die Zahl der Völker, die aus der Geschichte ihrer Entwicklung Nutzen ziehen. Eine vereinte Völkerversammlung, zusammengetreten am Ende des furchtbarsten aller bisherigen Kriege, sollte es aber immerhin fertig bringen, nach all den Erfahrungen,

die ihr aus der Geschichte seit dem Ausgang des Mittelalters vor Augen stehen, das spielende Proben mit den zerstörenden Kräften einer rein diesseitig und egoistisch orientierten Weltanschauung in all ihren Formen und Farben aufzugeben und ernstlich jene Politik in Angriff zu nehmen, die von den ewigen Wahrheiten und den göttlichen Gesetzen sich leiten lässt. Doch blitzartig tauchen die Gegensätze und Abgründe auf, die zur Stunde noch herrschen. Kann man da an das Zustandekommen eines gerechten Friedens glauben?... Jedenfalls steht das unerbittliche Mahnwort des Stellvertreters Christi und es stehen all seine Weisungen der letzten Jahre... Seine Worte sind gleichzeitig Worte des Gerichts über eine ganze Zeitepoche...

Aufruf zum Kreuzzug der Nächstenliebe.

Wirksamer und gebieterischer als alle Beratungen sind daher die Taten, das Werk der Stunde, das der Papst kennzeichnet mit den Worten: «Wie in der frühen Apostelzeit, als die Christengemeinde zu Jerusalem durch Verfolgung und Entbehrung zu leiden hatte, für sie von den übrigen Christgläubigen überall Gott Gebete dargebracht und Hilfsmittel gesammelt wurden, so hegen Wir die zuversichtliche Hoffnung, dass auch in der gegenwärtigen Stunde, von der gleichen Liebe gedrängt und entzückt, alle der Not... nach Kräften abhelfen» (Aus der Enzyklika «Quemadmodum» vom 6. Januar 1946). — Man sprach in den letzten Jahren vor und während des Krieges im innerkatholischen Raum viel von «Rückkehr zum Urchristentum». Dabei fand dieser Ruf in merkwürdigsten Forderungen Ausdruck, Pius XII. selbst hat in seiner Ansprache anlässlich seines Bischofsjubiläums am 13. Mai 1942 den richtigen Sinn dieses Rufes umschrieben. Es kann sich bei der Kirche als einem lebendigen Organismus, der wächst und sich entfaltet, niemals um Rückkehr «zu den unentwickelten Daseinsformen der „pusillus grex“, der kleinen Herde der Urzeit» handeln. Im besonderen ist die unglückliche These zu verwerfen (man wollte sie fälschlicher Weise am Verhalten der Urchristen ablesen), wonach die Sendung der Kirche in der Beschränkung auf das «Rein Religiöse» bestehe. Wie viel Widerstandskraft gegen den gemeinsamen Feind ist durch die Vertretung dieser irrigen Auffassung nicht gebrochen worden! In einem aber ist die Rückkehr zum Geist und zur äusseren Tat der Urkirche heute mehr denn je Gebot der Stunde: in der gemeinsamen, liebevollsten Hingabe zur Behebung der riesigen sozialen Not der Zeit. Nicht auf das äusserlich sichtbare caritative Wirken Pius XII. und seiner Mitarbeiter möchte jetzt hingewiesen sein (bei anderer Gelegenheit werden und müssen wir darauf zurückkommen) —; was wir betonen müssen, sind sowohl die theoretischen (durch die Soziallehren der Päpste und Pius' XII. insbesondere) und die praktischen (durch die stets sich wiederholenden Aufrufe von Seiten des Heiligen Vaters zu tätiger Hilfe) Bemühungen der Kirche, der sozialen Not zu steuern. Krieg dem Hunger, dem Frieren, der Entblössung, der Wohnungs-, ja der einfachsten Obdachnot so vieler Menschen durch einsatzbereites Zusammenopfern aller: das ist das Gebot, das Werk der Stunde, das die erste Tat, die brennend drängt. Denn, wie will man auf Verständigung hoffen, wenn in diesem entscheidenden Anliegen nicht sofort Taten sich zeigen, in noch grösserem Ausmass als es lobenswerter Weise bisher schon geschehen ist. Die Not auf den Strassen und in den Städten des zerstörten Europa steht in grauenvollem Gegensatz zu den reich besetzten Tischen der Konferenzorte, zu den Amusements der dunklen Abendstunden. Aber auch, wie will man Menschen, die nicht einmal das Nötigste haben, das Evangelium verkünden, wenn man ihnen nicht zuerst hilft, leben zu können, nur einigermaßen... Solche Erkenntnisse erfüllen das Herz dessen, der nur durch die belebten, noterfüllten Strassen Roms schreitet, geschweige den, der andere Städte mit viel entsetzlicherem Jammer geschaut. Das ist der Kreuzzug der Liebe, den der Papst verkündet. Damit steht er als «Vorarbeiter» auf dem Arbeitsplatz des künftigen Friedensgebäudes.

Helfende und einende Kirche.

Diese Führerschaft «der geistigen und leiblichen Werke der Barmherzigkeit» zeigen heute mehr denn je das Licht der Kirche mitten im Dunkel der Zeit, von dem der Papst in seiner Ansprache an die Kardinäle am Heiligen Abend 1945 sprach: «Wie ein gewaltiger Leuchtturm sendet die Kirche in ihrer umfassenden Ganzheit ihre Lichtstrahlen in die dunklen

Tage, in denen wir leben.» Das ist ein Viertes, das sich abhebt aus den päpstlichen Kundgebungen der jüngsten Wochen: Die Kirche ist einzig untrügliches Licht in heutiger Nacht. Tröstendes Licht in der Lager der Gefangenen, linderndes Licht in die Stätten der Not, führendes Licht in die Dunkelkammern moderner Verworrenheit, Friedlosigkeit, Ausweglosigkeit, das Licht des Gebetes aus tiefster Not zum Allmächtigen, dem Lenker aller Herzen: das ist die segensvolle Tat der Kirche heute, mit der sie alle Völker und Menschen in Liebe umfängt — eine innere universelle Sendung, die nun auch in der Neubestellung des Kardinalkollegiums einen äusserlich sichtbaren universalen Ausdruck gefunden hat.

Im Zeichen des Konsistoriums steht in diesen Tagen die Ewige Stadt. In London tagte die UNO. In den klassischen Räumen des Vatikans kam die UNA zusammen: Die Una Sancta Mater Ecclesia in den Vertretern ihres Obersten Senats. UNO, das klingt nach Einheit. UNA, das ist die Einheit, die Einheit des mystischen Leibes der Kirche. Dieses Konsistorium wird für die Welt allein schon durch sein Zusammentreten, durch seine äussere Erscheinung nur, zu einem Symbol wahrer Völkerverständigung.

Zu einer Stunde, da man sich anschickt, dem müden Abendland sein Sterbelied zu singen, erklingt von der Cathedra des hl. Petrus die Botschaft des Stellvertreters Christi von der ewig alten und ewig jungen Kirche, ihrer unteilbaren Grösse und ihrer universalen Weite; und in einem Augenblick, da die Weltbeherrschungs- und Weltgestaltungsmacht vom alten Europa weg in andere Weltteile sich zu verlagern beginnt, verkündet der Papst voll optimistischer Zukunftshoffnung die wachsende Kraft der geistigen Führerschaft Roms, von dem die abendländische Kultur ihren Ausgang genommen, in dem sie ihren Sammelpunkt hat: Die Ewige Stadt, Caput Mundi.

Ein neues naturphilosophisches Weltbild

Seit Juli 1945 liegt der erste Band des Werkes vor: Dr. Guenther Wachsmuth, Erde und Mensch, ihre Bildungskräfte, Rhythmen und Lebensprozesse, Archimedes-Verlag, Kreuzlingen und Zürich. Ein Untertitel gibt als nähere Kennzeichnung an: «Grundlinien einer Meteorobiologie der Naturreiche». Der Hauptsache nach naturwissenschaftlich gehalten und über Ergebnisse der Naturwissenschaften referierend, zeigt das Buch doch ein ausdrückliches Bestreben, zu einer Gesamtschau aus allgemeinsten Einsichten, soweit sie sich auf die Struktur der Naturreiche beziehen, vorzustossen; in diesem Sinne wird es berechtigt sein, von einem naturphilosophischen Weltbild, das hier geboten wird, zu sprechen.

Das Neue an dem Weltbild ist, dass mit dem Kepler'schen Ausspruch aus der harmonices mundi «Die Erdkugel ist ein Leib, der einem Lebewesen zugehört» völlig Ernst gemacht wird. Der Verfasser glaubt die These begründen zu können durch Aufweisen der allgemeinen Symptome des Lebenden am Erdkörper (1. Kap.) und entwickelt darauf eine Anatomie und Physiologie des Erdorganismus (2.—4. Kap.). Sodann wird als hervorragendstes Merkmal der Lebenstätigkeit der Erde der tägliche Rhythmus eingehend geschildert (5. Kap.); an diesem Rhythmus nehmen sämtliche mit der Erde durch Symbiose verbundenen Reiche organischen Lebens teil: Pflanzenreich, Tierwelt und Mensch (6.—8. Kap.).

Man könnte zwischen Motivierung und Beweis der Hauptthese unterscheiden und würde dann in ersterem manches Begrüssenswerte finden. Wie eine Befreiung wird heutzutage bei allen, denen die Pflege der Naturwissenschaften als eine Teiläusserung des kulturellen Lebens gilt, der Ruf nach ganzheitlicher Betrachtungsweise empfunden, nach Synthese der Spezialisierungszweige, «von der Mannigfaltigkeit zum Gesetz der Einheit, von der Spiegelung zum Vorbild, von den Bausteinen zum Plan des Gebäudes» (S. 14). Wir rühmen uns einer gründlichen Abkehr von jedem mechanistischen Materialismus. Die Physik des Anorganischen hat auf Grund eigener Forschungsergebnisse der Hegemonie mechanistischer Denkweise ein Ende bereitet und sie in die Grenzen eines ihr zukommenden Geltungsbereiches verwiesen. Dieser Wandel des physikalischen Weltbildes bedingt wieder für die biologischen Wissenschaften die Notwendigkeit und Berech-

tigung einer spezifischen, von der mechanistisch-physikalischen Begriffswelt abgehobenen Denkweise.

Aber es werden darüber hinaus in dem vorliegenden Buch Autoren zitiert, die auch für die Meteorologie ähnliches fordern. Die Atmosphäre habe zufolge ihrer unabsehbaren Zahl von Freiheitsgraden eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Organismus, der mit den gegebenen Möglichkeiten zwar nach physikalischen Gesetzen umgehen muss, der sie aber in einer gewissen Weise den augenblicklichen Notwendigkeiten anpassen und «organisieren» kann (Mügge-Hann-Süring). Der Satz: Auf gleiche Ursachen folgen gleiche Wirkungen, sei auf meteorologischem Gebiet ebenso mit Vorsicht anzuwenden wie in der Biologie (Schmauss). Eigenschwingungen der Erde als Ganzes seien unverkennbar (Regener).

Das auffallendste ungelöste Problem der Meteorologie, das die Fachleute zur Ausschau nach neuen Forschungsmöglichkeiten nötigt, ist der tägliche Gang des Luftdruckes. Der jeweilige Wetterzustand ist von einer zweimaligen täglichen Schwankung des Barometerstandes überlagert, die schon Alexander v. Humboldt auffiel und dem Meteorologen Hann eine Lebensarbeit aufgab. Wachsmuth sieht die einzig denkbare Lösung des Problems darin, sich dem intuitiv-ganzheitlich schauenden Goethe anzuschließen, der den Luftdruck als tellurisch bedingt auffasste und dessen tägliche Veränderung als Aus- und Einatmen der Erde ansah. Die Vorstellung vom atmenden Erdkörper wird nun streng begrifflich aufgefasst und durchgeführt. Die verschiedenen Schichten der Atmosphäre sind Organe mit bestimmten Funktionen im Lebensprozess des Erdorganismus. Einerseits sind sie Schutzhülle gegen die ausserterrestrischen Einflüsse, die von ihnen umgewandelt und in einer für die Ganzheit zuträglichen Art dosiert werden; andererseits bilden die oberen Teile der Atmosphäre Anregungs- und Steuerungszentren für die Zirkulationsprozesse in der Troposphäre, gemäss einem Programm von Flohn und Penndorf: «Der Gang der Entwicklung weist in der Meteorologie schon lange nach oben». Das Formgebende des Erdorganismus — die «forma» wie die Scholastiker sie genannt hätten — besteht nach Wachsmuth in dem «Bildekräfteleib» oder «Kraftleib». In ziemlicher Ausführlichkeit, unter Zuhilfenahme zahlreicher Figuren, wird das Pulsieren des Kraftleibes im Atmungsrhythmus der Erde dargestellt.

Dafür erspart sich der Verfasser die Frage, ob auch hier, so wie wir es bei den bekannten Organismen überall vorfinden, das Einzelgeschehen im Einklang mit den physikalischen Gesetzen verläuft. Denn Ausführungen wie die, dass jenes Kraftfeld aus kontraktiven Kräften besteht, deren Anwesenheit in der Atmosphäre Druckerhöhung erzeugt (s. S. 136), haben mit der bis anhin bestehenden, auf methodisch gewonnenen Erfahrungen und logischem Denken beruhenden Physik keinen Zusammenhang mehr. Ueberhaupt zieht sich durch das ganze Buch eine klawfende Diskrepanz zwischen dem angeführten wissenschaftlichen Material einerseits und den vom Verfasser wertbetont vorgetragenen anthroposophisch anmutenden Ideen andererseits. Der beträchtliche Umfang des Stoffes in der Behandlung des Wetters, der Lufterktrizität, der kosmischen Strahlung, ferner der Rhythmik des Pflanzenreiches und ihrer Abhängigkeit bzw. Unabhängigkeit von meteorologischen Einflüssen, neuerer Forschungen über Tropismen, über Reaktionen auf Spektralbereiche des Lichtes, weiter über Stoffwechselrhythmus im tierischen und menschlichen Organismus, über die Bedeutung des Rhythmus in Krankheitsverlauf und Gesundungsprozess und noch manches andere kann hier nur andeutungsweise erwähnt werden.

Als Haupttendenz des Buches aber erkennt man die: den Vorstellungen vom Bildekräfteleib der Pflanzen, neben ihrem mineralisch-stofflichen Leib, dem zu diesem hinzutretenden Seelenleib bzw. Triebleib der Tiere (wozu beim Menschen noch das Ichbewusstsein kommt) und dem synchronen Miteinanderschwingen der Lebensrhythmen aller Organismen mit dem Grundrhythmus des Mutterorganismus Erde, Eingang in unser Weltbild zu verschaffen. Für uralte Probleme wie das Lebensproblem und jüngere Fragen wie Umweltseinwirkung wird damit — unter Berufung auf Goethe und R. Steiner — eine neuartige Lösung geboten.

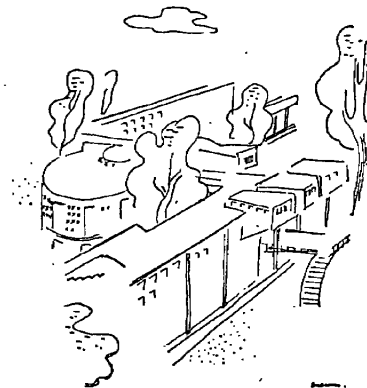
Man wird nicht bezweifeln können, dass sich bald eine Geomedizin entwickeln wird, aber dies auf rational-wissenschaftlicher

Grundlage. Auch die teleologische Ganzheit des Weltalls, die von jeher ein Kernstück der christlichen Naturphilosophie bildete, dürfte durch den fortschreitenden Ausbau der Einzelwissenschaften wieder neue Beleuchtungen erfahren. Von der gepflegten Empfänglichkeit Goethes gegenüber den ersten Gegebenheiten der Naturphänomene werden die Naturforscher immer wieder lernen können, ohne deswegen exakte Ergebnisse mit noch so gestrichelten Ahnungen auf gleiche Stufe zu stellen.

Dagegen wird die christliche Philosophie es stets ablehnen, bei Goethe in weltanschaulichen Fragen Belehrung zu holen. Dafür ist er zu sehr Verfechter einer naturalistischen Immanenz. Wer der Ansicht ist, dass «unser menschliches Handeln ... vom Wesen unseres Erdbildes grundlegend bestimmt» sei, zeigt sich eben damit in voller Uebereinstimmung mit dem Dichter, dessen Geistigkeit sich letzten Endes doch dahin erschöpfte, «mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde» stehen zu bleiben.

Abonnementspreise:

jährlich Fr. 8.60 — halbjährlich Fr. 4.40 — vierteljährlich Fr. 2.30



Universität Freiburg

Theologische Fakultät

Institut für Seelsorgewissenschaft
Institut für Missionswissenschaft

Philosophische Fakultät

Erziehungswissenschaftl. Institut
Ethnologisches Institut
Institut pratique de français

Juristische Fakultät

Abteilung für Staats- und Wirtschaftswissenschaften
Internationales Institut für Mittelstandsfragen

Math.-Naturwissenschaftliche Fakultät

Erstes eidg. Propädeutikum für Tierärzte und Pharmazeuten
Erstes und zweites eidg. Propädeutikum für Mediziner und Zahnärzte

Unterrichtssprachen:

lateinisch, französisch, deutsch, italienisch und englisch

Eidg. Turnlehrerdiplom I

Kursbeginn: Oktober 1946

Hochschulsport in eigener Turnhalle und im Universitätsstadion

Auskunft erteilt die Kanzlei

Ein Arbeiterseelsorger spricht zum Arbeitervolk

Louis Betschart

Wir reden offen (Bd. 2)

„Wir reden offen (2)“ ist eine Fortsetzung von „Wir reden offen (1)“, dem ein höchst erfreulicher Erfolg beschieden war. Der Inhalt beschlägt unter treffenden Ueberschriften und reizenden Zeichnungen die üblichen Anwürfe am Arbeitsplatz, am Wirtshaustisch, auf den Bahnbänken usw. — Es geht um Kirchenprunk, Katholikenkapitalismus, Papstpolitik, Einheitsgewerkschaft und dergleichen Dinge. Der erfahrene Verfasser hat die ganze Gegenfront gründlich abgetastet.

Drei Rosen Verlag, Basel
Amerbachsfrasse 35